
- Es gilt das gesprochene Wort -

Über Karahasan zu sprechen heißt über Sarajevo zu sprechen – selten ist in unserer Zeit, in der jeder überall zu Hause zu sein scheint, ein Autor so eng mit seiner Stadt verbunden gewesen. Und kaum eine Stadt war nach dem Zweiten Weltkrieg so sehr darauf angewiesen, dass ein Autor ihn zu der seinen erklärte, denn sie stand vor dem Untergang, sie war zerrissen und zerfleddert und ausgeblutet, als dieser Schriftsteller sie in den Mittelpunkt seines großen Werkes stellte und ihre Stadt-Persönlichkeit feierte. Und wenn auch das alte Sarajevo in mancher Hinsicht dann tatsächlich untergegangen ist, obwohl viele Schönheiten seines Stadtbildes zum Glück weiterhin bestehen, kann es nun dank Dževad Karahasans Romanen und Essays nicht mehr vergessen werden.

Ich habe dieses todgeweihte Sarajevo besucht, als Karahasan es bereits verlassen hatte, die Belagerung aber immer weiter andauerte, als die Intellektuellen des Westens, die in Scharen nach Sarajevo gereist waren, allmählich ausblieben und die Stadt in graue Erschöpfung gesunken war. Und trotz ihrer Wunden, trotz der abgeholzten Alleeebäume, die in gnadenlosen Wintern verheizt worden waren, hat sich mir die Anmut der einstigen osmanischen und kakanischen Provinzstadt tief eingeprägt. Ich wohnte in dem von den Seminaristen verlassenen katholischen Priesterseminar, das noch unzerstört war, in dem man aber nachts auf dem Klosett kein Licht machen durfte, weil es in der Schusslinie der Heckenschützen lag. Zur Mittagszeit versammelte sich im Refektorium bei dünner Bohnensuppe und Sardinenbüchsen aus Hilfssendungen eine Schar von Männern, die sich gedämpft unterhielten, die zivilistisch aussahen, aber sämtlich in den Krieg handelnd involviert waren. Es war ein schöner Herbst mit blauem Himmel, aber mir ist der Eindruck, in eine Schattenwelt, ein aus der Zeit gerücktes, in verzauberte Stagnation verfallenes Reich zwischen Leben und Tod geraten zu sein, noch eindringlich gegenwärtig; ich habe diese Atmosphäre in Karahasans Romanen wiedergefunden. Die Bewohner der belagerten Stadt lebten damals zwischen Gräbern, die an vielen Orten ausgehoben waren, weil die Friedhöfe im Schussfeld der Belagerer nur unter Lebensgefahr betreten werden konnten; diese frischen Gräber im Stadtpark und am Straßenrand gehörten zum Stadtbild wie die Kohl- und Kartoffelpflanzungen rund um die Wohnviertel. Die ausgebrannte Bibliothek mit ihren geborstenen Granitsäulen im Innern, Monument eines kakanischen Orientalismus, war in der Zerstörung noch eine grandiose architektonische Phantasie, der Ruß der in ihr in Rauch aufgegangenen Manuskripte gab den Mauern ihre dramatische Schwärze. Alte Häuser können würdige Ruinen werden, unsere zeitgenössischen Betonkisten – wie im olympischen Dorf von Sarajevo – werden zerschossen und ausgebrannt zu riesigen Müllcontainern – auch dies eine Lehre, die ich aus der geschundenen Stadt mitgenommen habe. Und da waren die Heiligtümer der verschiedenen Religionen, die Zeugnisse der Völker, die einst in Sarajevo nebeneinander und gelegentlich auch miteinander gelebt hatten und die zusammen die durchaus hin und wieder auch von Dissonanzen akzentuierte Symphonie bildeten, die für diese Stadt so bezeichnend war.

Diese kleine große Stadt war ja der letzte Ort, an dem die alte Welt des osmanischen Imperiums erlebbar war. Dies Imperium war ein Vielvölkerstaat, zusammenerobert in Jahrhunderten; es hatte gewalttätige Epochen erlebt und es war schließlich verfallen, und diese lange Phase des Niedergangs, in der der Druck der harten türkischen Herrschaft an Kraft verlor, diese „Despotie verbunden mit Schlamperei“, wie man gesagt hat, schuf eine Sehnsuchtsprovinz der Phantasie. Viele Sprachen, viele Arten von Musik, viele unterschiedliche Volkstypen, die katholischen und orthodoxen Slivovitz-Trinker und die muslimischen Kaffeetrinker, die die Bohnen in Gegenwart des Gastes in eleganten schlanken Messingkaffeemöhlen zerkleinerten. Der rote Fez und das Kamelauchion des orthodoxen Mönches, die Schläfenlocken des frommen Juden, Turban und Pelzmütze, dazu die unterschiedlichen Trachten der Frauen, dies alles im Basar vielstimmig gemischt, die Fülle der Gerüche, der Klänge und Speisen. Natürlich gibt es gute Gründe, warum es den Menschen überall im alten osmanischen Reich eines Tages unerträglich wurde, weiter in dieser Form zusammenzuleben. Das griechisch- jüdisch- koptisch- und arabische Alexandria ist in den fünfziger Jahren „entflochten“ worden, so könnte man es mit einem Euphemismus sagen, wie ihn die ethnischen Säuberer lieben. Das griechisch-türkische Smyrna ist schon in den zwanziger Jahren in einer Feuersbrunst untergegangen. Auch das türkisch-griechisch-jüdische Saloniki gibt es nicht mehr. Das griechisch-armenisch-jüdisch-türkische Konstantinopel hat den Zweiten Weltkrieg nur kurz überlebt - es ist nur noch eine traurige Erinnerung, wovon auch der Glanz des heutigen Istanbul nicht abzulenken vermag. Nur Sarajevo war noch geblieben – sagen wir es offen: unter den Bedingungen einer Diktatur - die Demokratie scheint im zwanzigsten Jahrhundert jedenfalls der Idee des multinationalen Gebildes nicht besonders förderlich zu sein. Dies war das Sarajevo von Karahasan; höchst ahnungsweise habe ich es noch sehen dürfen.

Viele Gläubige strömten auf den Ruf des jungen Muezzin herbei; da stand die edle und kostbare kleine Moschee aus dem sechzehnten Jahrhundert mit der Medrese, der Koranschule aus derselben Zeit; es stand das uralte, aus der Zeit vor der türkischen Eroberung stammende serbische Kirchlein, aber hier gab es kaum mehr Gläubige, die Serben hatten während der Belagerung der Stadt durch serbische Milizen ihre Heimat begreiflicherweise verlassen, und es sieht wohl nicht so aus, als wollten sie zurückkehren. Die katholische Kirche aus der Österreicher-Zeit war in all ihrer Bescheidenheit die Kathedrale eines Kardinals, der aber den Auszug der Kroaten wohl kaum verhindern konnte. Die Juden, die mehrere Synagogen besaßen, waren gegangen – auch mit ihrer Wiederkehr rechnet man wohl nicht. Da gibt es nichts zu beschönigen: der grausame Krieg und die vieljährige Belagerung haben das alte Sarajevo zerstört. Und wie es mit den glücklicheren unter den zerstörten Städten eben ist – man verzeihe mir den dreisten Widerspruch -: sie haben ein Fortleben, ein zweites und vielleicht beständigeres Leben in der Literatur, wenn sie denn imstande waren, Schriftsteller hervorzubringen und zu begünstigen.

In der Literatur lebt Troja fort, immer untergehend, immer auferstehend. Und so hat auch Sarajevo seine Stimme gefunden. Der muslimische Dichter Karahasan lässt noch einmal den Riesenhallraum erlebbar werden, der hinter dieser Stadt stand, eine Welt, die in Wien beginnt und in Istanbul nicht endet. Das kleine quirlige Sarajevo am äußersten Rand eines Großreiches, mitten in Europa gelegen, aber in den Osten bis ins Zweistromland blickend,

lässt arabische und persische Mystik ins bosnische Serbisch gelangen; eine slawische, eine europäische Sprache, wird das Instrument, mit dessen Hilfe die Frommen und die Häretiker des Islam beten, lieben, sich verfluchen, klagen und vor allem: sich erinnern.

Karahasan steht in der großen Tradition orientalischen Erzählens, wie sie durch das Alte Testament und Tausend und eine Nacht auch in Europa Nachfolger gefunden hat: das ist die Tradition der Geschichte in der Geschichte, die Verschachtelung der Geschichten, die Verknüpfung von Geschichten verschiedenster Genres, des Briefes, des Monologs, der Erzählung, des Dokuments. Es ist eine Erzähltradition, die eine innere Verbindung mit der Teppichwirkerei hat und so ist auch Karahasans Sprache verschlungen, der Faden wandert vor und wieder zurück, der Faden verknäult sich und das Knäuel löst sich wieder auf, er wird unsichtbar unter anderem Geflecht und taucht unversehens wieder auf. Die Zeitschranken werden aufgehoben, den genannten großen Erzählkompendien vergleichbar, die in Jahrhunderten entstanden sind, und so sind es denn auch bei ihm aufgefundene Manuskripte, vergessene Briefe, spät und manchmal zu spät entdeckte Tagebuchaufzeichnungen, die sich in die Gegenwart einflechten und dem flachen Jetzt Tiefe verleihen. Und diese Zeitaufhebung und Zeitlosigkeit und Gegenwart des Untergegangenen und Irrealwerden des Gegenwärtigen erzeugen eine Trance der Melancholie, die verhindert, dass die unerfüllte Sehnsucht in die Schwärze der Hoffnungslosigkeit absinkt. Grausam und erschreckend ist der Gedanke, dass eine ganze Kultur, die ganze Geschichte einer Stadt in der Kelter des Vergehens dann schließlich zu ein paar wenigen poetischen Werken gepresst wird: das ist es, was von all dem Erlebten und Erlittenen bleibt.

Aber die Leser von Karahasan spüren nichts von solcher Grausamkeit. Sie treten in den Sarajevo-Traum ein, eine Stadt wird zur Seelenlandschaft – mehr als diesen Aggregatzustand kann eine Stadt nicht erreichen. Dank an Dževad Karahasan!